

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

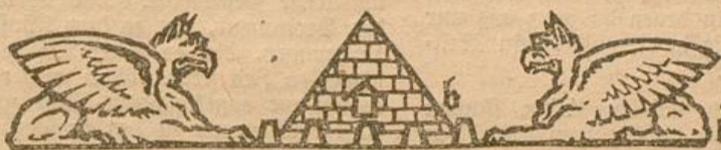
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

1.5.1920 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 18



den 1. Mai 1920

Albert Schneider / Gustav Wolf, ein Gestalter des Geistes.

Das persönliche Bewußtsein und die dinggewordene Materie sind zwei dem fügsam Aufnehmenden eine untrennbare und unvereinbare Zweifelt. Auch dem schöpferischen Menschen stellen sie sich so dar. Nur leidet er an diesem Zwiespalt, leidet in der festen Zuversicht auf dessen Ueberwindbarkeit. So ringt er um die einigende Kraft, und weil sie sich ihm nicht aus dem Zustand der Einzeldinge ergeben kann, sagt er aus sich heraus Eins, sagt es als Aufgabe für sich, als Lösung für alle, indem er in Gedanke, Bild oder Tat ein Einziges erfährt, zusammenrafft und der starren Zweifelt gegenüberstellt. Dadurch wird der Zwiespalt unweentlich, wird aufgehoben im freien Weltbild des Schaffenden, in der besonderen Eigenart seiner in sich ruhenden Erfahrung. „Es ist ein Wissen in mir“, kann er von sich sagen, „und ein Kennen und ein Wahrnehmen. Es ist nicht erfüllt und nicht erdacht. Es ist nicht mit den Sinnen erkannt, nicht mit dem Gesicht des Geistes. Es ist gleich wie ein Leben.“

Soll dieses Leben sich in Gestaltung auswirken, so muß der Erlebende Künstler sein. Ein solcher Künstler ist der, dessen Worte eben zur Kennzeichnung schöpferischen Eigenlebens benützt wurden, Gustav Wolf. Er ist es in jeder Höhe und Tiefe seines Wissens. Er ist mehr als das, und ist auch wieder weniger. Durch seines Wissens Verpflichtung ist er bedingt, aber gerade als Verkünder dieses Wissens läßt er jede künstlerische Fertigkeit weit hinter sich. In ihm ist der Urgrund alles Bewußtwerdens lebendig, ewig Seiendes sucht durch ihn Bildnis und Gleichnis zu werden. So bildet er, aber keine vorhandenen Dinge, so widerstrahlt er, aber keine gewusste Wirklichkeit. Was er formt, ist höher als Stoff und Ding, was er spiegelt, ist tiefer als menschlich angleichendes Empfinden. Der Geist selber ist ihm Raum und Vorwurf, ihn sieht er draußen wie drinnen, ihn lebt er, ihn gestaltet er.

Was ist für ihn Natur? Nichts oder alles. Nichts, wenn ihre gewohnten und in Tausenden von Bildern festgehaltenen Formen und Farben Gestaltung beanspruchen, alles, wenn die Empfänglichkeit für ihr ewiges Wachstum und Bildtum, für die wärmende Nähe ihrer unermüdbaren Werdelust in Frage steht. „Aus der Welt strömt uns der Geist zu, und ihre Kraft erhält uns.“ Wer bloß Künstler ist, findet restlose Erfüllung darin, gegebene Dinge und Wesen nachzubilden, wenn aber Gustav Wolf nichts als solche Aufgaben zu lösen hätte, wäre es ihm, als ob sein Leben zerfiel. Nicht die Pflanzen und Tiere der Erde, die beide gleich starr, nicht das Flüssige und Feste, die beide gleich tot in ihrer matten Gewordenheit uns umgeben, sondern das Reimen und Wachsen, das Fließen und Sichfestigen selbst ist seinem Auge Anreiz und seiner Hand Führer. Seine Geschöpfe sind nicht von heute oder gestern, sie haben nicht den Zufallscharakter irgend einer Zeitlichkeit. Sie sind ursprünglich und zukünftig zugleich, frei und notwendig wie alles Große, frei in unmittelbarer Erzeugung, notwendig in durchaus organischer Gliederung. Es gehört zu den erstaunlichen Eigentümlichkeiten dieser erfunde-

nen Fabeltiere und kosmischen Bewegungen, die doch weder sind, noch jemals waren, daß sie geradezu eine anatomische oder dynamisch-geologische Nachprüfung zu erlauben scheinen.

Seine besondere Aufgabe drängte den Künstler von Anfang an über Malerei und Graphik hinaus. Die Hand vermochte nicht straff und erschöpfend genug festzuhalten, was die Seele zu gestehen hatte, und die Ueberfülle machte sich in stammelnden Worten Luft, die sich erst zu dithyrambischen Rhythmen und klangfrohen Reimen, dann zu gedankenvoller Rede sammelten. Langsam, im Verlauf mehrerer Jahre, gelang es dem jungen Künstler, den Rinder in sich zu überwinden und zu beherrschen. Mit paradoxer Geduld schnitzte er seine krausbewegten und strahlend ordnenden Zeichen in den Holzstock, suchte und fand, was Geschautes und Gefühltes zu umfassen und zu vertreten imstande war, und als der zehnte Holzschnitt fertig vor ihm lag, erkannte er, daß er ein umfassendes Bekenntnis abgelegt hatte. Schlicht und stolz überschrieb er sein Werk „Confessio“ und meinte damit das Wort so gut wie das Bild.

Ein Bekenntnis war es für ihn, gedrängter und bestimmter als die vorausgegangenen Gemälde, trotzdem ist es nicht klug zu fragen, was die überraschende Neuheit der Linienführung bedeutet, sondern nur was sie ist. Der Sinn der Zeichnung ist der gleiche wie derjenige ihres sprachlichen Seitenstücks, neben dem sie entstanden ist und das in den rechteckigen Feldern der Holzschnitte wie in ausdrucksvoller Umrahmung steht. Die Sätze wollen keine Tatsächlichkeiten geben, die Linien keine Gedanken, beide wollen nur, jede Neußerung in ihrer Art, geistiges Leben in Zeichen darbieten, tiefes Erlebnis einer Seele, die in getragenen Worten von sich singt: „Sie, die vergessen, ihr ist das Größte: Im Bogen leben. Sie, die sich gereinigt, ihr ist das Höchste: Im Einklang ruhen. Sie, die sich gefunden, ihr ist das Letzte: Im Allklange untergehen.“

Die enge Verwandtschaft mit Sprache und Buch im Wesen dieser Kunst tritt schon hier offen zutage, aber sowohl damals wie späterhin blieb es bei ebenbürtiger Verwandtschaft durch gemeinsamen geistigen Untergrund. Nie kann von nachgiebiger Abhängigkeit gesprochen werden, selbst in Fällen nicht, wo der Künstler sich zur eigentlichen Illustration entschließt, wie bei den Aquarellentwürfen zum „Märchen“ von Goethe, deren Reproduktion als Offsetdrucke zum Zwecke einer Luxusausgabe sich in Vorbereitung befindet. Des großen Dichters kühles Phantasiespiel von den drei Irrißtern, dem Riesen, der Schlange und den andern glaubwürdig gemachten Unwirklichkeiten wird bei Gustav Wolf zu einem durchaus selbständigen Erlebnis vertieft und zu bildhafter Wahrheit gesteigert. Ähnliches, aber in viel bedeutsamerem Sinne, geschieht in „Berechth“ (Im Anfang), den sieben Tuschzeichnungen auf Stein. Von ihnen auch nur als von Illustrationen zu reden, wäre bereits mißverständlich. Zu der lapidaren, in ihrer Einfachheit fast nüchtern anmutenden Kosmogonie der Genesis, welche berichtet, wie der Geist Gottes in sechs maligem Hinströmen seines

allmächtigen Atems die Welt aus sich gebiert, mußte es den Künstler mit Notwendigkeit hindrängen. Sein eigenes Streben sah ihm daraus entgegen; er mußte erkennen, daß nicht der menschlich beschränkte Geist der Erde, sondern der Geist der Welt aus ihm reden wollte. Der Bibeltext war mehr Ermütigung als Befruchtung für ihn. Er suchte entschlossener gleichnisartige Ewigkeit der Form zu erreichen, aber zugleich auch strahlende Lebenshöhe der Farbe, denn diesmal sollten die Schwarzdrucke durch Kolorierung verständlicher und reicher gemacht werden. So wuchsen Denkmale überirdischer Größe heran, aufquellendes Werden von Wasser und Feste, Tier und Mensch, blühende Entfaltung, heilige Sabbatstille.

Wären damit alle Zeichen gefunden gewesen, die des Künstlers Sehnsucht entsprachen, so hätte er vielleicht seinem Kunstschaffen ein Ende gesetzt. Aber alle erreichte Freiheit war ihm, dem Tiefgründigen, nicht genug. Sein Pinsel bildete neue und alte Wunder, ließ im Vorübergehen schwebende Kugeln sich runden, Bäume aufsprießen oder Reptilien sich winden, türmte die Lichter des Himmels noch einmal über Meer und Felsen auf oder legte chaotische Bewegung in den Strom fast einer einzigen Farbe. Hohe Meisterschaft in allem, ruhvolle Vollendung, und doch nur Wegrandpausen, Fragen an sich, an die Welt, an ihren verschwiegene Geist: Wo sind die Formen, in denen du ganz aus mir redest, die Farben, mit denen ich völlig in dir glühe, dein Weltwerden selber, dein letztes Geheimnis?

Stärkere Formen verdichten sich endlich, tiefere Farben leuchten auf. Ihr Niederschlag sind die Blätter vom lebendigen Sein, die sieben großen Holzschnitte, denen man kaum etwas Heutiges an die Seite stellen kann. Man kann sie als Kunst beurteilen, kann im einfachen Bürstenabzug die konsequente Bildhaftigkeit hervorheben, in der Kolorierung die ungestörte Harmonie der blühenden Farbenpracht, aber man wird verstimmt gestehen müssen, daß die erreichte Formreinheit wie alle Schönheit mit Worten wohl gepriesen, aber nicht wiedergegeben werden kann. Intuitive Kraft und visionäre Tiefe sind Vorbedingungen dieses Erfolges, doch sie sind kein ausreichendes Rüstzeug dafür. Eine so sichere Wirkung, bei durchaus unabhängiger Selbständigkeit der Behandlung, kann nur ein Erzeugnis hervorbringen, das ursprünglicher Schöpferkraft seine Entstehung verdankt. Es ist schlechterdings undenkbar, daß ein empfänglicher Mensch vor diesen Werken nicht ergriffen steht. Sie rufen ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit gegen das Weltwerden selber wach, ein Vertrauen auf Erfüllung und Erfülltheit in jedem lebendigen Augenblick. Wenn alles Tun an der schließlichen Vergänglichkeit des Vollbrachten scheitert, wenn alle schlußkräftige Erkenntnis vor der Endlosigkeit der Kette verzweifelt umkehrt, hält die stille Größe

dieser Tafeln in stummer Betrachtung fest und erfüllt mit dem, was höher ist als alle menschliche Vernunft und Latenzfreude, mit frommer Ehrfurcht vor der Gestaltung.

War es früher nötig, die sprachliche Wiedergabe jugendlicher Gesichte und Gefühlserhebungen zu erwähnen, so muß nun, auf den Umkreis dieser absoluten Produktivität zu durchmessen, um die verschiedenen Aufzeichnungen hingewiesen werden, in denen Menschliches, Kunsttätiges und letzte Einsicht im schlichten Tonfall geklärt Weisheit ausgesprochen wird. Unter ihrer Mithilfe erst wird das Werk möglich, welches die gesamten geistigen Flutungen in einem einzigen, einsinnigen Lauf sammelt, das Flugblatt vom Lebendigen Sein, durch das viele zum erstenmal restlos klären den Aufschluß erfuhren. Als Werbeblatt, dem weitere folgen sollen, will es verstanden sein, als Ruf zum geistigen Zusammenschluß derer, die einen Ausweg suchen aus der Betriebsamkeit und nach dem Eingang verlangen zum reinen Menschentum. Das Umblatt beschreibt gedanklich klar und dichterisch tief den Weg, das eigentliche Flugblatt gibt einen Teil des Lebens selber in Wortzeichen und Bildzeichen, Drucksatz und Type in erlesenster Reinheit helfen mit, das Gegebene zusammenzuschließen, damit es in seiner erstaunlichen Einheitlichkeit nicht nur das entsprechende Abbild des einen Geistes ist, von dem es zeugen will, sondern dessen unmittelbare Gegenwart. Das Werk ist nicht so wertvoll wegen des Vertrauens, das es dem Künstler erwirbt, als wegen der Hoffnungen, die es einer trostlos zerfallenen und gestaltungsschwachen Zeit steckt. Man wird es als Wegweiser schätzen, ehe es sich zur angekündigten Siebenzahl entfaltet hat, und wird es einst rückschauend zu den größten Kulturdokumenten des neuen Europas zählen.

Dem Glauben an die einzigartige Mission Gustav Wolfs als Gestalter des Geistes öffentlich Ausdruck zu geben, war mir schon lange Bedürfnis. Etwas Letztes gälte es noch zu betonen, die tabuläre Hingabe, mit welcher er begonnen hat, im staatlichen Rahmen eine Lehr- und Pflegestätte für Typographie und Graphik zu gründen, wo er umfänglich anregend und praktisch wirken kann. Aber es ist nicht ratsam, Menschliches in den Vordergrund zu rücken, zumal es des Künstlers Wesen nicht entspricht, laut von sich reden zu hören; wer Gelegenheit hat, seine Bedeutung persönlich zu werten, begegnet vor allem einer anspruchslosen Bescheidenheit, die dem Gefühl überzeitlicher Verpflichtung und Verantwortung entspringt. Wenn meine Darstellung an sich schon über die Grenzen einer bloß zustimmenden Beurteilung seines Wertes und Zieles hinausweist, so will sie darin selber als Confessio genommen sein, als Bekenntnis nicht etwa zu einem festgelegten Kunstprogramm, sondern zu jener Reinheit geistiger Betätigung, die durch den Begriff Religiosität vielleicht umschrieben, aber nicht hinreichend charakterisiert wird.

Kurt Karl Eberlein / Das Gleichnis vom ungläubigen Thomas.

Ob sie nun Fischer oder Zöllner waren, Arme und Enterbte des Lebens, doch berief sie die winkende Hand des Einen mitten aus dem Wege des Tages. Sie aber wandten sich dem Sternenaugen zu, fanden sich selbst in dem reinen Spiegel, taten aber alle Not und Kummer des Unverständes, da sie ja endlich sein wollten, was sie nie waren, haben wollten, was sie nie besaßen, werden wollten, was sie nie geglaubt. So sehr ist des Menschen Sohn blind und verirrt im Sterblichen, bis er die Wende findet und den Ruf vernimmt, bis er Ruhe und Frieden, Liebe und Wert der Welt in sich selber weiß. Ihr freilich werdet ihr immer wieder verachten und verfolgen, denn immer eifert der Geist wider den Geist und das Fleisch wider das Fleisch. Euch aber, die ihr liebet und geliebet werdet, Euch, die ihr sehnend nie Genüge findet, die ihr mit uns die stüchtige Flamme golden immer dem späten Gaste bewahret, Euch erzähle ich nun das Gleichnis vom ungläubigen Thomas.

Still und dunkel hatte er seine Tage um sich wie einen armen Mann gelehrt. Immer war wunderbar die Nacht über ihm mit den fragenden Sternen, aber im Tage rauschte das Meer sehnsüchtig hinaus. Traurig suchte er oft in den Straßen die Eine, die er liebend sein eigen nennen wollte. Des Lebens bunten Markt verachtete er und den Genossen fremd trieb er immer das Seine — bis ihn das dunkle Auge des Weisen fand, der ihm endlich holde Verheißung schimmernd winkte. Dem folgte er nach. — Wunder war er sich selbst, der nun lieben durfte, endlich liebend sich ganz vergab und vergaß. Doch ward er wieder der Schweigende unter den andern, da sie fröhlich ihrer Zukunft gedachten und das Wort des Herrn rüselnd besprachen. Der aber schlief schon wie eine köstliche Waise im Grabgefels, immer noch Wohlthat düftend und guten Geists. — Thomas hatte der Leiden Maß ge-

häuft. Wieder war er verweht wie ein welkes Blatt, seit seines Tages Sonne begraben war. Doch blühte ihm wunderbar aus Verlust Gewinn, denn solches ist der Liebe Wesen. Wer hätte wohl seiner Liebe Leid verstanden, einsam wieder den Lüften Gespräch zu sein, oder weinend den Rissen ein Schlummerkuß. — Als ihn aber die andern eines Morgens jubelnd erzählten, sie hätten den Herrn gesehen, auferstanden sei er und neu befeelt schimmernd zwischen den Jüngern im Saal erschienen, liebend habe er seine Fahrt gedeutet und die blutigen Male dargewiesen — lehnte Thomas lächelnd die Genossen ab, wandte sich und kehrte schweigend heim. Was sollte ihm die Wiederkehr der Liebe, an der er zweifelnd und verzweifelt litt. Nur einmal stirbt man so mit jedem Laut und schreit zum Kreuze auf in tiefer Nacht und schlägt sich wund und weint wie Regenschirm. Wer Liebe je verlor, verlor sich selbst und sucht in Qualen das Verlorene!

Als aber nun nach Tagen in der Nacht der Tote, schimmernd, eine Lichtgestalt von Wunderglanz ihm gegenübertrat und augenah die warme Stimme hob, den Liebestaut, der voll Ersehnen war; als er ihn wieder leise „Thomas“ rief und „Thomas“ sagte — da der nicht verstand und noch nicht wollte, daß sein Herz zering — als er der Wunden glühend Sternbild wies und Frieden atmete wie Wohlgeruch, vergaß sich fast der Leiden lange Zeit. Doch wehe, wenn der Liebe Uebermaß in Zweifel strömte oder in Verzicht! Vergeßt doch niemals, die Ihr ohne Leid dem Lebenden im Täglichen begegnet, mit welcher Last ein Gott ihn ganz bedrückt und überwältigt!

Drum rief der Auferstandene ihn an: „Leg deine Hand in meine Seitenwunde, o Thomas! fühle diese wundete Hand, ob es auch Schmerz den gequälten Leib! Sei nicht ungläubig, Thomas! Glaube doch! — Und Thomas

nahm die ungestüme Last der Liebe wieder selig in sich auf und fühlte brennend das vernarbte Leid des Liebenden, sank in den Staub und flehte: „O Du mein Gott! —“

Doch Ihr empfanget nie den süßen Sinn in solchem Gleichnis. Eure Liebe lebt wie Kinder leben, leicht und froh im Tage. Euch spielt das Lächeln um den Plaudermund nur allzu flüchtig. Wahrlich, Liebe nur läßt Liebe zweifeln. Doppelt weh und wund und doppelt selig ist, wer zweifeln darf. Drum war der Liebende der Einzige, der immer wieder in der Liebe litt und zweifelte an solcher Liebe Sein. Er einzig wußte um den hangen Fluch, der auf den Lippen unvergänglich ruht, weil uns das Sterbliche so sehr entflieht. Nur wer verzichten kann, ist wirklich reich! Nur wer entsagen kann, ist im Besitz! Nur wer verlieren kann, hält endlich fest! Der Glückliche ist immer nur ein Tor, der seine

Schätze unvergänglich meint, der wie ein Reicher an der Tafel praßt, der wie ein Pharisäer trotzig dankt, der nie mit seinem Engel nächtlich ringt. Ihm aber war gesegnet jede Träne, denn Thomas weinte immer wieder auf und weint noch heute. Immer wieder schwebt der selige, unsterblich lichte Leib, den sie begraben haben, vor ihm auf. Ihm brennt die Frage tausendmal erneut nach jeder Wunde. Immer wieder starrt er selig in den Staub und preißt den Gott. Wie sollte enden das Unendliche! —

Euch aber sage ich zum Abschied dies: Sei auch der Weg gesegnet, den Ihr geht, preißt jede Träne, die im Dunkel blüht, und liebt mir den entschwindenden Verlust! Seid immer nur in Sehnen, nie gestillt! Ringt immer mit dem Engel in der Nacht! Und lebt dem unvergänglich guten Geist im Stillen wie der arme Thomas nach! Friede sei mit Euch!

Lucian Reich / Hauschronik einer Schwarzwälder Schildermalers-Familie.

II.

In diese verwirrte Zeit fiel auch die Geburt eines Leibeserben, des achten und letzten aus zweiter Ehe. Ich erinnere mich dieses Umstandes noch recht gut, es war an einem Montag und ich wurde, weil das Kind etwas schwächlich war, eilends fortgeschickt, um die Gotthe zu holen, die Willmanns-Bäuerin im Schwarzenbach.

Die zwei ältesten Söhne Nikolaus und Johann waren in der Malerei schon so weit voran, daß sie tüchtig bei der Arbeit mithelfen konnten. Demungeachtet aber war der Vater stets darauf bedacht, sie auch mit dem Glashandel vertraut zu machen, so daß sie im Notfall beide Geschäfte zugleich treiben könnten. Zu diesem Ende verordnete er, daß der Älteste, nämlich Nikolaus, zu der Kompagnie gehen solle; und weil die Mitglieder immer viele Zeit zu Hause sein mußten, so konnte er sich nebenher noch in der Malerei hinlänglich üben. Auf dieses reiste der Bruder also ab und wurde von der Gesellschaft auf den Platz Jahr verjezt.

Des Vaters Unpäßlichkeit aber war unterdessen immer schlimmer geworden. Mehrere Kuren, die er versucht hatte, blieben ohne Erfolg. Am Magdalenenstag des Jahres 1800 ging die Mutter zum erstenmal nach Döggingen zu dem dortigen Wunderdoktor, der jedoch nicht helfen konnte. Hierauf brauchte der Kranke längere Zeit den Doktor Stegerer von Böhrenbach, so wie zuletzt noch den Doktor Engelberger in Donaueschingen. — Aber es war kein Aufkommen mehr. Sein Zustand wurde immer bedenklicher. Seit fünf Monaten konnte er das Bett nicht mehr verlassen, und war so stark geschwollen, daß es ein jammervoller Anblick war. Doch trug er alles mit Geduld und Ergebenheit.

Als er sah, daß er sterben mußte, traf er noch folgende Anordnung:

Erstens solle die Mutter den (Haus-) Kauf übernehmen, und zwar um die Summe von 800 Gulden.

Zweitens solle der älteste Sohn, zurzeit noch in dem Lande auf dem Glashandel, wiederum nach Hause kommen und die Schildmalerei mit den übrigen Geschwistern fortführen.

Ferner solle die Mutter den zwei ältesten Buben, die beide im Malen sehr geschickt waren, so wie dem Mädchen aus erster Ehe, das mit Zurichten (Grundieren und Schleifen der Schilde) gut umgehen konnte, jedem vom Gulden Verdienst acht Kreuzer geben, nebst der Anschaffung alles Nötigen, mit Ausnahme der Kleidung, für welche sie selbst zu sorgen haben sollten.

Und drittens, wenn er werde gestorben seyn, solle man ihn in seines ersten Eheweibes Grab legen.

Der traurige Tag des Dahinscheidens rückte immer näher. Am 6. Mai 1801, an einem Mittwoch, entschlief er selig im Herrn, in einem Alter von zweiundvierzig Jahren und dreißig Wochen. Gott gebe ihm und allen Abgestorbenen die ewige Ruhe!

Man kann sich leicht denken, daß unser Hauswesen durch diesen Verlust ein betrübtes Ansehen werde bekommen haben. Das jüngste Kind war wenig über ein Jahr alt; dem ältesten aber wurde geschrieben, daß der Vater gestorben sei und er nach Hause kommen solle, was er auch sogleich tat.

Hierauf wurde nach des Vaters letztem Willen verfahren und abgeteilt. Jedes der drei Kinder aus erster Ehe erhielt von dem vorhandenen Vermögen 624 Gulden. Den übrigen so wie auch der Mutter trafen jedem 570 Gulden. Mithin hatte unser gottseliger Vater ein Vermögen hinterlassen von 4722 Gulden.

Ich habe schon bemerkt, daß die Schildmalerei von den Geschwistern fortbetrieben wurde, und nach des Vaters Anordnung jedes der ersten Kinder einen gewissen Anteil von dem Verdienst anzusprechen hatte. Was mich betrifft, so war ich dazumal noch Lehrling und bekam keinen Lohn, außer was ich in den Feierabendstunden mit Anfertigung kleiner Schilde verdiente. Daß

ich aber fleißig war, kann der Umstand beweisen, daß ich im fünfzehnten Jahr meines Alters bereits hundert Gulden erspartes Geld besaß.

Kaum ein Jahr hatten wir unter diesen Umständen fortgehaut, als sich der älteste Bruder, Nikolaus, verheiratete und von uns wegzog zu seinem Schwiegervater nach Oberbränd. Doch litt durch seinen Abgang das Handwerk nicht sonderlich; denn Johann, der zweite Bruder, ersetzte ihn vollkommen und auch ich war unterdessen merklich vorwärts geschritten. Bei diesen Verhältnissen verblieb es bis zum Jahr 1805, wo ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde.

Von da an arbeitete nämlich mein Bruder Johann in Verbindung mit der ältesten Schwester Katharina für sich allein, und bezahlte der Mutter das Kostgeld. Ich aber mußte die Führung des Hauptgeschäftes übernehmen und bezog vom Gulden zwölf Kreuzer, während auch mir Katharina das Zurichten besorgte. — Das Mädchen blieb jedoch nicht mehr lange bei uns, denn schon im folgenden Jahre verheiratete sie sich mit Anton Hoffmeyer im Schwarzenbach. An barem Vermögen (ohne Mobilien) zog sie hinweg 114 Gulden. Auf dieses mußte Johann seine Arbeit sich selbst zurichten; mir aber leitete die zweite Schwester Theresia recht gute Dienste; im übrigen aber lag das ganze Geschäft allein auf mir. Demnach waren nun zwei Malerwerkstätten im Hause, aber nur kurze Zeit. Denn nach Jahresfrist verheiratete sich Bruder Johann ebenfalls und ließ sich in Neustadt nieder. Sein Vermögen bei seinem Wegzug betrug in 1500 Gulden barem Geld.

So waren denn alle vorhergehenden Kinder verheiratet und die Witwe mit ihren vier eigenen war allein im Hause. Wir hatten ein ruhiges und vergnügtes Hauswesen; aber leider währte dieser angenehme Zustand nicht gar lange. — Es war an einem Freitag-Nachmittag, als unsere liebe Mutter mit Steinfesen oder Säubern eines Ackers beschäftigt war und plötzlich von einem heftigen Frost ergriffen wurde, so daß sie betnahe nicht mehr nach Hause kommen konnte. Sie fühlte große Schmerzen und mußte sogleich zu Bette gebracht werden. Ich holte den Doktor aus der Neustadt, aber seine Mittel schlugen nicht an und das Uebel wurde gefährlich.

Die Kranke verlangte nach den heiligen Sterbesakramenten. Die Schmerzen nahmen immer mehr überhand; doch klagte sie nicht und beschäftigte sich fortwährend mit stillem Gebet. Als sie ihr Ende herankommen fühlte, versammelte sie ihre Kinder um das Krankenbett und sprach zu ihnen: „Uebervorteilt und verachtet niemand, und wenn ich werde gestorben seyn, so begrabe mich in meines Mannes, Vater Mathias Kirners Grab“. Und weiters befaß sie, daß man ihr den hochwürdigsten Herrn Pfarrer von Friedenweiler noch einmal herhole, was auch sogleich geschah.

Als der Geistliche nach Verfluß einer Stunde in die Stube trat, fragte er, wie es gehe? — „Recht geht es!“ antwortete die Kranke und bat, daß wir für das Heil ihrer Seele fünf Vaterunser beten möchten. Während dies geschah, übergab sie ihren Geist sanft in die Hände ihres Schöpfers. — Es war am 17. Mai 1810.

Also waren wir Kinder unseres besten Schatzes auf Erden beraubt. Doch hoffen wir, daß die Verewigte bei Gott für uns bitten werde, so wie auch wir auf Erden niemals ihrer vergessen werden. Gott gebe ihr und allen Abgestorbenen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!

Wir suchten nun unser Hauswesen so gut wie möglich fortzuführen. Als ältestes Kind sollte ich den Kauf übernehmen und mit den Geschwistern eine Vermögensteilung vornehmen. Wir kamen überein, daß mir gegen die Summe von 950 Gulden rheinischer Währung der Hausbesitz verbleiben sollte; den ledigen Geschwistern jedoch der Aufenthalt im Hause, nach Landesbrauch, bis zu ihrer Verheiratung oder Tod gestattet werde. Ferner hatte ich noch die Verpflichtung, den jüngsten Bruder in der

Malerkunst zu unterrichten, sowie demselben bis zu seinem fünfzehnten Altersjahre Kleidung und Kost zu geben.

Bei der Vermögensteilung hatte sich herausgestellt, daß unsere gottselige Mutter während ihres neunjährigen Witwenstandes, unter meiner Geschäftsführung, vorwärts gehandelt an barem Gelde 400 Gulden, nebst dem Lohne, den wir arbeitsfähige Kinder von dem Einkommen bezogen hatten. Zur selbigen Zeit besaß ich aber schon 700 Gulden erspartes Geld, so daß mit der Erbportion, die mich traf, mein Vermögen in 1513 Gulden bestand. Das Nötigste zu einem wohlgeordneten Hauswesen aber fehlte mir noch: ein braves Weib.

Bei der Brautwahl nahm ich das alte Sprichwort zur Richtschnur: Willst du weiben oder mannen, sollst du zum nächsten Nachbar langen. Demnach führte ich Katharine Schunhart, meines Nachbarn Tochter, als ehelich angetrautes Weib in das Haus. Ich war dreiundzwanzig, meine Frau war zwanzig Jahre alt, und die Hochzeit wurde in Friedenweiler gehalten.

Mein jüngerer Bruder ließ sich in der Malerei gut an. Den Zweiten aber hatte Nikolaus zu sich genommen, der das Geschäft auch noch immer fortsetzte, und die Schwester Theresia verheiratete sich bald nachher an einen Uhrenhändler von Eisenbach, der in Graubünden Handel trieb. Diese Verbindung war, wie vorauszusehen, eine unglückliche; das Mädchen jedoch hatte sich nicht von ihrem Willen abbringen lassen. Sie zog zu ihrem Manne in die Schweiz, hatte aber wenig gute Tage bei ihm. Der Kummer zog ihr zuletzt eine schmerzliche Krankheit zu, von welcher sie, in ihrem zweiunddreißigsten Altersjahre, die Hand des Allmächtigen befreite. Gott gebe ihr und allen abgestorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe! Sie hinterließ zwei Mädchen und ein Buben.

Wir dagegen führten in unserm neu angetretenen Ehestand ein gesundes und zufriedenes Leben, und der Herr schenkte unserm Hauswesen Gedeihen.

Unsere Ehe wurde in der Folge sehr mit Kindern gesegnet; von vierzehn blieben jedoch nur acht am Leben, die nachmals alle glücklich ihr Auskommen gefunden und sich in den Ehestand begeben haben.

Während ich mit meinem jüngsten Bruder, der als Gesell bei mir arbeitete, unverdrossen die Malerei betrieb, war ich nicht minder bedacht, durch etwas Wiesen- und Feldbau unsere Haushaltung zu verbessern. Ich hatte mir am sogenannten Nachtobel einige Matten gepachtet, auch einige Pläzlein Feld urbar gemacht, sowie den Garten vergrößert. Nebst diesem verwendete ich auch viel auf Erweiterung und bessere Einrichtung des Wohnhauses.

Unterdessen hatte sich wieder ein schlimmes Wetter über den Schwarzwald zusammen gezogen. Der französische Kaiser Napoleon war in Rußland geschlagen worden und die Alliierten verfolgten ihn bis nach Paris.

Dieser Umstand brachte auch uns zahlreiche Einquartierung und andere Leiden. Im Kloster wurde ein russisches Spital eingerichtet, wohin nach der Schlacht bei Welfort über 1300 Blessirte verbracht wurden, so daß nicht alle in den Betten konnten untergebracht und viele in die Kirche und Scheuern mußten gelegt werden. Eine bössartige Nervenkrankheit, welche man die Russenkrankheit nannte, herrschte unter ihnen und verbreitete sich bald auch in der Nachbarschaft. Ich begleitete damals in unserer kleinen Gemeinde das Amt eines Gemeinberechners und mußte wegen Lieferungen, die uns auferlegt waren, viel im Kloster mich aufhalten, welchem Umstande ich es zuschreibe, daß ich samt meinem Weibe von der Krankheit ergriffen wurde und wir beide erst nach langer Zeit wieder genesen konnten.

Indem ich zu dem Jahre 1817 komme, kann ich nicht unterlassen, des traurigen Schicksals zu erwähnen, welches in dieser Zeit die Stadt Neustadt betroffen. Durch Unachtsamkeit österreicher Soldaten war am heiligen Oftertag im Wirtshaus zum Kreuz Feuer ausgebrochen, welches so schnell um sich griff, daß in wenig Stunden das ganze Städtlein in Asche lag, mit Ausnahme weniger Häuser. Der Schaden belief sich, nach dem Brandsocietätsanschlag, auf 77 250 Gulden.

Die erschreckliche Feuerung, die im Laufe desselben Jahres aufkam, war auch hier zu Lande sehr drückend; und wenn nicht eine gefehliche Lage von dem Landesregenten wäre gemacht worden, hätte der gemeine Mann zugrunde gehen müssen. — Aus dem folgenden Jahr weiß ich nichts besonderes zu berichten, als daß ich ein neues Immenhäuslein und die Brunnstube habe machen lassen, nicht minder eine größere Werkstat, sowie mancherlei Verbesserungen in Haus und Feld.

Alles bisher Gesagte aber ist getreulich nach der Wahrheit, und ich hoffe, daß die Mühe des Aufschreibens von meinen Nachkommen werde nach Verdienst geschätzt werden. Nach meinem

Tode aber bitte ich jeden Leser, meiner zu gedenken, wenigstens mit einem Vaterunser.

Wieder zum Geschäfte zurückkehrend, bemerke ich, daß die meiste Arbeit aus meiner Werkstat nach London ging, an dort ansässige Schwarzwälder Handelsleute. Auch ein Bruder von mir war auswärtig auf dem Handel. Joseph, der vielgeliebte Jüngste, aber half mir getreulich zu Hause vierzehn Jahre lang, und als Lohn erhielt er während dieser Zeit 9574 Gulden nebst der Verköstigung. — Es ist dieses zwar ein schönes Geld, aber einen solchen Gesellen, wie er, gibt es in der Welt keinen zweiten. Nach seiner Verheiratung zog er von uns weg nach Schwärzenbach; doch wird er mir und meiner Familie stets unvergesslich bleiben. Gott wolle ihn samt seiner Frau und uns alle segnen auf dieser Erde und uns dereinst alle im Himmel zusammenkommen lassen!

Ich denke, daß es für meine Nachkommen nicht ohne Interesse sein wird, wenn ich eine kurze Aufzeichnung meiner Einnahmen vom Jahr 1810 bis 1830 hier anfüge. In diesem Zeitraum wurden von gefertigten Schildern eingenommen — 31 915 Gulden 33 Kreuzer — und zwar steigerte sich die jährliche Einnahme von 467 Gulden bis zum Jahre fünfzehn allmählich auf 1066 Gulden, und stieg so immer höher bis zum Jahre 1822, wo sie schon 2166 Gulden per Jahr betrug, und bei dieser Summe ungefähr verblieb bis zum Jahr dreißig. Sonstige Einnahmen während obgenannter Zeit füge ich noch bei — 4516 Gulden Kapitalzinsen; Befoldung und Diäten als Gemeinberechners, nebst Gewinn vom Tackenuhrhandel — 836 Gulden; Erlös von verkauften Butter 492 Gulden. Also verblieb mir nach zwanzig Jahren ein reines Vermögen von — 12 923 Gulden.

Als eine besondere erfreuliche Tatsache muß ich noch erwähnen, daß mir im Jahr 1840 die Ehre zuteil wurde, Seine Durchlaucht den Fürsten zu Fürstenberg auf seinem Schloß Heiligenberg zu besuchen, wo mir dieser menschenfreundliche Herr, und mein besonderer Wohlthäter, zum freundlichen Andenken einen fürstbergischen Taler aus dem Jahre 1750 schenkte.

Diese Münze soll zum ehrenden Gedächtnis in meiner Familie von Nachkommen zu Nachkommen aufbewahrt bleiben. — Gott segne den edlen Geber und seine ganze Familie fortwährend!

Ferner erwähne ich einer Aultreise, die ich im August des Jahres 1841 in Begleitung eines Freundes nach London unternahm. Nachdem wir bis nach Kehl gefahren, benützten wir rheinabwärts bis Rotterdam das Dampfboot. Von dort verfügten wir uns nach Haag, besuchten das Bad Severingen am Meere und begaben uns dann wieder nach Rotterdam zurück, von wo wir nachmittags zwei Uhr auf einem englischen Dampfboot abhuhren, des andern Tages aber um dieselbe Zeit in London ankamen und bei einem Geschäftsfreund abstiegen. Well ich aus Liebe zu meinen Landsleuten die Reise unternommen hatte, so war es mein Erstes, sie alle zu besuchen. Während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes hatten wir dann hinreichend Gelegenheit, die Stadt mit ihren vorzüglichsten Gebäulichkeiten kennen zu lernen. Das Drurylane-Theater, die Kirche St. Paul, den Dower, die königliche Residenz, die Bank, das britische Museum und den Themsetunnel. Sonntag abends wohnten wir auch einem Meeting bei, welches unsere Landsleute zum Besten ihrer Kirche hielten; es waren über vierzig Mitglieder; ich werde diesen Akt niemals vergessen. — Auf der Eisenbahn machten wir einen Ausflug nach Greenwich und Windsor, allwo wir das königliche Schloß zu besuchen die Ehre hatten. Am Sonntag, morgens acht Uhr, fuhren wir auf dem Dampfboot „Batavia“ wieder von London ab, und erreichten den nächsten Tag morgens sieben Uhr glücklich Rotterdam, von wo wir den Rückweg über Köln, Mainz und Frankfurt nahmen, und von Kehl über Offenburg durch das Kinzigthal der Heimat zueilten, wo wir nach fünfunddreißigtägiger Abwesenheit bei den Ausrigen wiederum eintrafen.

Der Schiffslohn von Kehl bis London und wieder retour betrug per Mann 63 Gulden 32 Kreuzer. Die ganze Reise aber kostete mich 144 Gulden 30 Kreuzer.

Indem ich nochmals auf die Malerei zurückkomme, bemerke ich, daß vom 16. Juni 1810 bis zum 16. Juni 1845 gemalte Schilde in meiner Werkstat gefertigt wurden — 116 408 Stück, und der Erlös hiesfür betrug 66 005 Gulden 20 Kreuzer. Verlust (an schlechten Zahlern) habe ich an dieser Summe gehabt ungefähr 300 Gulden.

In diesem nämlichen Jahr starb auch unser verehrter, langjähriger Pfarrer Spedde in Friedenweiler; ein menschenfreundlicher und rastlos tätiger Geistlicher, dessen Andenken noch lange bei seinen Pfarrangehörigen fortleben wird.

Gottes Güte, Gottes Segen und Gottes Beistand sei und bleibe jederzeit bei uns allen!

Hans Thoma / Der Holunderbaum. (1869)

Holunderbaum, grüne nun dankbar der sorglichen Pflege,
 Bitte zum schützenden Dache weitausbreitend die Zweige;
 Sei dankbar Holunder! An gar lieblichem Ort pflanzte
 ich Dich;
 Die Laube umfangst Du, wo am Abend gern weilt das blond-
 lockige Mädchen,

Das Mädchen mit dem Frühlingshimmel im Auge — dahin
 pflanzte ich Dich,
 Wenn sie sitzt am Sommerabend und sanfter Windhauch ihre
 Locken bewegt,
 Der Hauch, der Deine Blätter durchsäuselt; sei dankbar Holunder,
 Bispelt Ihr Blätter ihr zu, wie sehr der Gärtner sie liebt.

Karl Ober / Die Erstaufführung der „Meistersinger“ zu Karlsruhe.

Im Februar 1919 war ein halbes Jahrhundert verflossen, seit
 Richard Wagners „Meistersinger“ zum erstenmal über die Karlsruher
 Bühne gingen. In den schweren Leidestagen des deutschen Volkes,
 die dem militärischen Zusammenbruch folgten, hat wohl niemand
 daran gedacht. Es sei versucht, dies heute nachzuholen und die
 Erinnerung an jene Erstaufführung wachzurufen, die für Karlsruhe
 ein künstlerisches Ereignis bedeutete und deren sich wohl manche
 unter der älteren Generation unserer Mitbürger als Zeugen noch
 entsinnen.¹⁾

Am 21. Juni 1868 hatte in München, unter dem Schutze seines
 königlichen Freundes, die Uraufführung der „Meistersinger“ statt-
 gefunden, die dem Meister so lange versagt geblieben war, und unter
 Hans Richters großzügiger Leitung einen glänzenden Erfolg erzielt,
 den auch die Gegner der neuen Richtung nicht streitig machen konnten.
 Unter den zahlreichen Gästen von nah und fern, die der Vorstellung
 anwohnten, befand sich auch Eduard Devrient, der hochverdiente Leiter
 des Karlsruher Hoftheaters. Großherzog Friedrich, der seit langen
 Jahren an dem Gesichte Richard Wagners warmen Anteil nahm und
 seine freundliche Gesinnung durch Wort und Tat bekundete, hatte ihn
 entsandt, um sich Bericht erstatten zu lassen. Schon in den ersten
 Augusttagen wurde vom Verleger Schott die Partitur mit dem Auf-
 führungsrechte für Karlsruhe erworben. Die Vorbereitungen für die
 Einstudierung sollten sofort bei Beginn der neuen Spielperiode in
 Angriff genommen werden. In Hermann Levi, dem jungen, genialen
 zweiten Kapellmeister, der 1864 von Rotterdam nach der bairischen
 Hauptstadt berufen worden war und mit der Leitung des „Lohengrin“
 dort die erste Probe seines eminenten Könnens abgelegt hatte, fand
 sich der geeignete Mann, der die sichere Bürgschaft für eine voll-
 befriedigende Lösung der neuen Aufgabe bot. Nicht ohne manche Be-
 denken ging er freilich an die Arbeit. Was ihn bewegte, erhellt aus einem
 Schreiben, das er am 7. August an Devrient richtete. Es ist in vieler
 Hinsicht, auch für die damalige Stellung des Künstlers zu Wagner,
 so charakteristisch, daß ich es im vollen Wortlaute folgen lasse. Er
 schreibt:

„Nachdem ich die Partitur der Oper „Die Meistersinger“ durch-
 aus studirt „mit heißem Bemühen“, ist mir die Ueberzeugung geworden,
 daß eine Aufführung mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln,
 wenn auch nicht unmöglich, doch unratksam ist. Die Hauptpartieen
 sind wohl zu besetzen, auch das Orchester wäre, obgleich die Instru-
 mentation auf ein stärkeres Streichquartett berechnet ist, als wir es
 hier haben, seiner Aufgabe gewachsen, wenn dem schon wiederholt von
 mir betonten, so fühlbaren Mangel eines kräftigen Basses durch das
 Engagiren eines 4. Cellisten und eines 4. Contrabassisten abgeholfen
 würde. Aber den Ansprüchen, die an den Chor gestellt werden, nur
 halbwegs zu genügen, ist unser Personal nicht im Stande. In dem
 Finale des zweiten Aktes stehen sich folgende Gruppen gegenüber:
 a) die Solisten Eva, Margaretha, Sachs, Beckmesser, Pogner, Walther,
 David, Nachtwächter; b) die Lehrbuben, vorgeschriebener Maßen
 4 Altstimmigen, 4 erste Tenöre, 4 zweite Tenöre; c) die Meistersinger,
 4 Tenöre, 5 Bässe; d) Chor der Gefellen, Tenöre und Bässe; e) Chor
 der Meister, Bässe; f) Chor der Nachbarinnen: vierfach getheilter
 Frauenchor. In dem Finale des letzten Aktes gar: a) die Solisten,
 b) die Lehrbuben, c) die Meistersinger, d) Chor der Bäder, e) Chor
 der Schuster; f) Chor der Schneider. Nun könnten freilich Reducationen
 eintreten: der Chor der Lehrbuben könnte, statt mit 4 Altstimmigen und
 8 Tenoristen mit 6 Altstimmigen und nur 3 Tenoristen besetzt werden,
 aber selbst dann würden nach Abzug des für die Meistersinger noth-
 wendigen Personales die vierstimmigen Chöre der Bäder zc. aus-

höchstens je einem Soloquartette bestehen können. Ein weiteres Be-
 denken erwächst aus dem Umstande, daß bei den Partien der Meister-
 singer nicht auf ungeschickte, eines selbständigen, verantwortlichen Auf-
 tretens ungewohnte Choristen, sondern auf gewiegte Solisten gerechnet
 ist. Freilich gibt es Arrangements von Opern für 2 Flöten; über-
 haupt pflegt man es in Deutschland bei kleinen Bühnen mit dem
 Amputiren von Kunstwerken, wenn die vorhandenen Kräfte nicht aus-
 reichen, nicht allzugenau zu nehmen; aber ein Institut wie das unsrige
 hat meiner Ansicht nach nur die Wahl, die Aufführung eines Werkes
 entweder in einer den Intentionen des Componisten entsprechenden
 Weise zu ermöglichen, oder — dieselbe ganz zu unterlassen.

Der Erfolg der Meistersinger ist, soweit ich mir nach dem Lesen
 der Partitur ein Urtheil erlauben darf, trotz allen Geredes von „neuen
 Bahnen“ und einer „neuen Aera deutscher Kunst“ mindestens zweifel-
 haft; immerhin aber scheint es mir unsere Pflicht, über ein neues
 Werk von einem Manne wie Wagner das Publikum selbst ent-
 scheiden zu lassen und zur Ermöglichung einer guten Aufführung
 jedes thunliche Opfer zu bringen. Würden wir aber die Oper in ver-
 stümmelter Gestalt dem Publikum vorführen, so würde ihr eventueller
 Mißerfolg lediglich uns zugeschrieben werden, nicht dem Componisten
 und Dichter.

Deßhalb geht mein Vorschlag dahin: unseren Chor, sei es durch
 Werbungen in der Stadt oder durch das Engagiren fremder Choristen,
 ansehnlich zu verstärken, oder falls dies wegen des Kostenpunktes oder
 aus sonstigen Gründen nicht angehen sollte, die Aufführung der Oper
 überhaupt zu unterlassen.“

Aus diesen Ausführungen ergibt sich zunächst, daß Levi bei all'
 seiner Verehrung und Hochschätzung des Meisters doch noch bis in
 die letzte Zeit seines Karlsruher Wirkens keineswegs zu den unbe-
 dingten Anhängern Wagners gehörte, die Wandlung seiner Anschauungen
 also erst in München eintrat. Dieses Zeugnis aus eigenem Munde
 ist bemerkenswert, weil Ernst v. Hoffart in seiner bekannten Schrift
 über Herm. Levi eine solche Wandlung in Abrede stellen zu müssen
 glaubte. Seine Annahme wird durch das Urtheil über die Meister-
 singer hinfällig. Wichtiger ist ein anderes: die volle Entschiedenheit,
 mit der Levi dafür eintritt, daß dem Componisten sein Recht werden
 müsse, daß eine Hofbühne von dem Range, den die Karlsruher ein-
 nehme, die Pflicht habe, die Oper mit ausreichenden Mitteln und un-
 verkürzt, den Intentionen des Meisters entsprechend, aufzuführen oder,
 wenn die finanzielle Lage dies nicht gestatte, darauf von vornherein
 verzichten müsse. Wenn er diese, den immer wieder betonten For-
 derungen Wagners durchaus entsprechende Auffassung des verant-
 wortlichen Dirigenten, nicht ohne sarkastischen Spott über die Zwei-
 flötenoper der kleinen Theater, wiederholt unterstrich, geschah dies
 zweifellos, weil er wußte, daß Devrient hierin anderer Ansicht war.
 Denn gerade dies war es, was Wagner dem Karlsruher Bühnen-
 leiter immer von neuem vorgeworfen hatte, daß er „Tannhäuser“
 und „Lohengrin“ in verstümmelter Gestalt vor das Publikum brachte.
 Wir wissen, daß Karlsruhe in dieser Hinsicht keine Ausnahme bildete,
 daß eine derartige Kastrierung damals auch bei den andern deutschen
 Bühnen, die an die alte Spieloper gewöhnt, die technischen Vorbedingungen
 für die Wagneropern zumeist nicht zu erfüllen vermochten, gang und
 gäbe war, und daß es lange dauerte, bis Wagners Verlangen nach
 unverkürzter Wiedergabe sich durchzusetzen begann. Aber eben Devrient,
 dem einstigen Dresdner Freunde, hat Wagner sein Verhalten be-
 sonders verargt. Der Gründe zu dem Zerwürfniß zwischen beiden,
 das zu Beginn der 60er Jahre hervortrat und so allmählich ver-
 schärfte, gibt es verschiedene; sie liegen nicht immer nur in der Ver-
 schiedenheit der Charaktere, Temperamente und Anschauungen. Die
 Selbstbiographie Wagners, auch sonst keineswegs überall ein Muster

¹⁾ Nach Akten des Hoftheaters im Bad. Generallandesarchiv.

vorurteilsfreier Darstellung, gedenkt Devrient's fast nur anklagend und absprechend. Ein abschließendes objektives Urteil über das beiderseitige Verhältnis wird man erst fällen können, wenn einmal die Selbstauszeichnungen Devrient's bekannt werden und in ihnen auch der andere Teil zu Wort kommt. Soviel wird man aber bei unbefangener Prüfung gedruckter und ungedruckter Zeugnisse heute schon sagen dürfen, daß Wagner keineswegs überall, wie in der obigen Verstimmelungsfrage, im Rechte war und in seiner Leidenschaftlichkeit Devrient's Handeln wiederholt unedle persönliche Motive unterschiebt, wo sachliche Erwägungen des Bühnenleiters Stellungnahme ausreichend erklären und rechtfertigen.

Doch zurück zu den „Meisteringern“. Am 13. August erstattete Devrient dem Chef der Generaladministration der Kunstanstalten, J. Kettner, eingehenden Bericht über die geplante Aufführung. Die Ausstattung würde aus den gewöhnlichen Budgetmitteln bestritten werden können. Anders siehe es freilich mit den musikalischen Mitteln. Soweit es sich dabei um die Bedürfnisse des Orchesters und Chors handle, verweise er auf das Gutachten Levis; eine Vermehrung des Männerchors um 10—12 Personen sei notwendig. Die Solopartien seien durchführbar, vorausgesetzt, daß Herr Hauser,²⁾ der eben in Freiburg eine dritte Operation bestanden habe, bis zum Winter soweit hergestellt sei, um die Rolle des Hans Sachs zu übernehmen, und vorausgesetzt, daß zugunsten der Einstudierung, die in München vier volle Monate beansprucht habe, eine gewisse Beschränkung des Repertoires eintrete.

„Nach meiner Meinung — schließt Devrient — steht die Frage nicht, wie sie dem Kapellmeister Levi aus dem Studium der Partitur erscheint; entweder die Oper gar nicht oder mit hinlänglich vermehrten Kräften aufzuführen. Mir hat die Aufführung in München die Zuversicht gegeben, daß mit bedeutenden Abkürzungen der beinahe fünfständigen Aufführung auch viele Schwierigkeiten zu entfernen wären und daß eine Verminderung der Chorkräfte allerdings dem Werke den imponierenden Glanz, aber doch nicht seine Gedanken und sein Wesen nehmen können. Ich halte also dafür, daß es wohlgetan sei, die Oper mit Rücksicht auf unsere Kunstmittel abzukürzen und sie so gut zu geben, als wir vermögen. Werden mir außerordentliche Mittel zugewiesen, unsere Kräfte zu vermehren, so werde ich sie zu erlangen suchen, aber abhängig davon braucht die Aufführung nicht zu werden. Dieselbe wird sich an Glanz mit der Münchner nicht messen können, sie wird für eine verstümmelte gelten, wie Herr N. Wagner auch die unsere von „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ nennt, aber der höchste Wille Seiner königlichen Hoheit wird erfüllt werden nach unserem besten Vermögen.“

Inzwischen hatte sich Levi brieflich an Wagner selbst gewandt, um seine Meinung über etwaige Kürzungen zu hören. Der Meister schrieb ihm darüber am 20. August³⁾ aus Luzern: „Prinzipielle Kürzungen in meinen Meisteringern vorzunehmen, habe ich nach der Wirkung der ungekürzten Aufführung derselben in München keinen Grund erhalten. Ich überlasse es dagegen jedem Theater, mein Werk seinen besonderen Kräften anzueignen, da ich nur da auf vollständige Wiedergabe mit Aussicht auf Erfolg bestehen könnte, wo die gleichen Bedingungen für eine richtige und lebendige Wiedergabe, wie sie dort bestanden, ebenfalls gestellt werden möchten. Über die Norm und Ausführung der Reduktion muß ich daher den respektiven Herrn Kapellmeistern und Regisseurs je nach der Kenntnis der ihnen zu Gebot gestellten Kräfte durchaus allein überlassen zu bestimmen.“

In Betreff der Besetzung der Chöre erlaube ich mir Sie um Auskunft an Herrn Musikdirektor S. Richter am Münchner Hoftheater zu verweisen; Sie werden durch seine Mitteilung unseres Aufführungsplanes kennen lernen, daß auch wir in München keineswegs mit unerschwinglichen Kräften zu arbeiten hatten und eben nur durch geschickte Verwendung und angewandten vorzüglichen Fleiß zum Ziele kamen.“

Damit hatte Wagner sich also unter gewissen Voraussetzungen mit Partiturstreichungen einverstanden erklärt und deren Bestimmung lediglich dem Takt und Verständnis der Dirigenten anheimgestellt. Die Gegensätze in Karlsruhe waren dadurch ausgeglichen, und Levi durfte, in seinem künstlerischen Gewissen entlastet, nunmehr getrost an die Aufgabe herantreten, die ihm vorlag. Er konnte dies um so mehr wagen, als der Großherzog die beantragte Anstellung eines vierten Violoncellisten genehmigte und zur Verstärkung des Chors einen außerordentlichen Kredit von 1500 fl. bewilligte (Schr. vom 16. Aug.). In den Wintermonaten ging man nach den ersten Vorbereitungen aus

¹⁾ Kammerfänger Josef Hauser, der bekannte Baritonist und ausgewählte Liebling des Karlsruher Publikums.
²⁾ Val. Houston St. Chamberlain, Briefe Wagners an S. Levi. Bayreuther Blätter 1901 S. 17.

Werk. Levi widmete sich der schwierigen Einstudierung mit voller Hingebung und unermüdlicher Energie. Nicht weniger als 70 Proben waren, wie die „Bad. Landeszeitung“ meldete, erforderlich, bis er sich zufrieden gab. Die Hauptrollen waren wie folgt besetzt: Hans Sachs — Josef Hauser, Eva — Frä. Erhardt, Stolzing — Herr Brandes, David — Herr Stolzenberg, Beckmesser — Herr Körner, Pogner — Herr Brulliot, mit wenigen Ausnahmen alles Künstler, die die Älteren unter uns späterhin noch in diesen Rollen gesehen haben. Am 16. Januar 1869 konnte Devrient der Generaladministration der Kunstanstalten mitteilen, daß er die Erstaufführung, der zunächst drei Wiederholungen — alle zu anderthalbfachen Preisen — folgen sollten, auf den 26. Januar festgesetzt habe. Aber das Unglück wollte, daß Brandes in letzter Stunde erkrankte und die Aufführung erst auf den 29. verschoben und dann auch an diesem Tage abgesagt werden mußte. Auf baldige Wiederherstellung war nicht zu hoffen. In dieser Notlage wandte sich Devrient im Auftrage des Großherzogs an den Münchner Generalintendanten v. Perfall und ersuchte ihn, in dessen Namen dem Könige die Bitte vorzutragen, er möge den Kammerfänger Nachbaur, der in München erstmals den Stolzing gesungen, auf 3—5 Tage für ein bis zwei Vorstellungen heurlauben (Schr. vom 31. Jan.). Man ahnete in Karlsruhe wohl erleichtert auf, als am 3. Februar ein Telegramm Perfalls eintraf, des Inhalts: „Senden Ihnen Nachbaur morgen, abends müßte Hauptprobe sein, erste Aufführung Freitag, zweite Sonntag, Montag müßte Nachbaur zurück sein.“ Ohne weiteren Zwischenfall konnte nun am 5. Februar die Erstaufführung der „Meisteringer“ stattfinden. Das Haus war bis auf den letzten Platz ausverkauft, viele auswärtige, auch fürstliche Gäste, die Intendanten der benachbarten Bühnen, Kapellmeister und Musikschriftsteller wie Abert, Lachner und Pohl, mit ihnen Julius Stockhausen, erschienen.

Die Vorstellung begann um 6 Uhr und dauerte bis 10^{3/4} Uhr, die Kürzungen können also nicht sehr erheblich gewesen sein. Über die Aufnahme von Seiten der Zuhörerschaft berichtet die „Karlsruher Zeitung“ vom 7. Februar und ähnlich die Landeszeitung: „Das Publikum schien der neuesten Arbeit des hier in hohem Ansehen stehenden Meisters nicht bloß sein besonderes Interesse, sondern auch seine volle Gunst entgegenzubringen. Der erste Akt fand eine entschieden beifällige Aufnahme, weniger der zweite, gegen den sich die Zuhörerschaft etwas kühl, um nicht zu sagen ablehnend, verhielt.“ Der dritte Akt dagegen hatte einen um so größeren Erfolg, namentlich die Szene auf der Festwiese wirkte durchschlagend.“ „Chor und Orchester übertrafen sich selbst; das will um so mehr sagen, als beiden noch niemals eine so schwierige Aufgabe gestellt worden ist, als hier“ — und der Kritiker der „Landeszeitung“ rühmt diese Hingebung um so mehr, als, wie er zu wissen glaubt, „die Extravaganz dieser Tonbildweise innerhalb der ausübenden Kunstkreise die entschiedensten Gegner zählt.“ Levi und die Hauptdarsteller wurden wiederholt stürmisch gerufen und durch Kranzpenden geehrt. Großherzog Friedrich ließ in warmer Anerkennung der Leistungen allen Mitwirkenden seinen Dank aussprechen und befahl, daß nach Abzug der nicht unerheblichen Kosten (Nachbaur allein bezog ein Honorar von rund 1200 fl.) der gesamte Reinertrag der beiden ersten Vorstellungen — 1500 fl. —, den er aus seiner Privatschatulle auf 1900 fl. erhöhte, zu Remunerationen unter das Personal verteilt werde. Levis große Verdienste wurden durch Übersendung eines Brillantrings gewürdigt.

Nicht ohne Interesse ist die Stellungnahme der Kritik. Am eingehendsten beschäftigte sich mit der Oper die „Karlsruher Zeitung“ in den Nummern vom 9. und 11. Februar. Der Referent, zugleich der damalige Schriftleiter, Hermann Krönlein, ein Mann von ausgesprochenem musikalischen Interesse — er hat später auch einmal eine Oper „Die schöne Magelone“ komponiert, die es hier zu einer Aufführung brachte — galt mit Recht als Anhänger der neuen Richtung. Er hatte schon vor 15 Jahren bei der Erstaufführung des „Tannhäuser“, dem das Publikum noch verständnislos gegenüber stand, sich energisch für Wagner eingesetzt und den Dank des Meisters erworben. Er habe auch heute, versichert er, nichts an Sympathie für den Mann und seine Sache verloren. Aber heute sei Wagner kein Neuling mehr: „er steht unter uns mit dem ganzen Schwergewicht seiner Kunsttaten. Da muß auch erlaubt sein, mit wenigen Strichen anzudeuten, was eine von Haus aus sympathische, aber selbständige Kritik an dem neuesten Werke etwa auszustellen habe.“ So äußert er seine Bedenken hinsichtlich der Dichtung, und vor allem der Komposition. Er vermag der neuesten Entwicklung des Meisters, daß die Gesangsprache

¹⁾ Die Landeszeitung spricht sogar von Mißfallensäußerungen, welche die Volks- und Valgszenen auslösten, die nur erloschen schienen, um mit Aufopferung des musikalisch Schönen eine nächtliche „Auberförderung“ zu verflöppern.

immer mehr der Instrumentalsprache untergeordnet werde, nicht mehr unbedingt zu folgen. Aufgabe aller Kunst, meint er, sei das Kunstschöne — ein Standpunkt, der heute mehr denn je angefochten wird. Das Kunstschöne aber sei nicht identisch mit der absoluten Naturwahrheit und Charakteristik, die Wagner erstrebe. Vielsach werde bei ihm das ganze musikalische Kunstwerk in der Tonidialektik aufgelöst. Auch mit der Methode dieser Dialektik, „dem ewigen Aus- und Fortspinnen der Leitmotive“, kann er sich nicht recht befremden. Bezeichnenderweise habe das Publikum auch gerade da, wo Wagner zu den alten Formen gegriffen und sogar die alte Melodik herangezogen habe, wie beim Freiungs- und Preisliede Walters und dem prachtvollen Vorspiel zum dritten Akte, hier wie in München den lebhaftesten Beifall gespendet. Aber trotz alledem, schließt Krönlein seine Ausführungen, ragt Wagner groß genug in die Gegenwart hinein „und selbst in dem,

was uns als Schwäche erscheint, steckt immer noch mehr Geist als in einem Duzend welscher Schablonen- und Kapellmeisteroperen.“

Wir denken heute über Manches anders, alle Kunsturteile sind mehr oder weniger zeitlich bedingt, aber aus dem Munde eines Mannes, der sich wohl zu den Wagnerianern zählte, sind solche Äußerungen immerhin beachtenswert. Wie die oben angeführten Bemerkungen Levis beweisen sie aufs neue, wie sich auch in diesen Kreisen die Wandlung der Anschauungen nur allmählich vollzog.

In der Karlsruher Theatergeschichte bleibt der 5. Februar 1869 ein denkwürdiger Tag, der in seinem Ehrenbuche zu verzeichnen ist und dem auch die Kürzungen der Partitur seine Bedeutung nicht nehmen können. Ihre ungeschmälerte Wiedergabe war erst einem späteren Nachfolger Levis, Felix Mottl, dem Unvergesslichen, vorbehalten.

Dr. F. Schnabel-Karlsruhe / Badische Revolutionsgeschichte 1848 und 1918.

Auch Revolutionen, und wenn sie noch so gewaltjam die Rechtskontinuität zerbrechen, lieben die Ahnenprobe und die Berufung auf die Geschichte. Niemals sind die Motive und die Erlebenskräfte der großen französischen Revolution so leidenschaftlich und so ganz und gar subjektiv durchforscht und nachgelebt worden als von jener Generation, die das Sturmjahr von 1848 schon frühzeitig weiterleuchten sah und es dann selber heraufführte. Das war damals, als Lamartine die Geschichte der Girondisten schrieb und nach der literarischen Wiedererweckung auch politisch sie noch einmal zu revolutionärer Wirkung brachte, damals als Louis Blanc die Männer von 1793 für die sozialistischen Ideen der Februarrevolution zeugen ließ, als Adolph Thiers und in Deutschland Dahlmann an die Ideen von 1789 appellierten und schließlich Michelet vor den Franzosen die Legende von der großen Revolution im Tone des Heldenepisches erzählte. Jeder holte sich den Teil der revolutionären Vergangenheit, der seinem politischen Ideale entsprach, und hob ihn vor den Augen der eigenen Zeitgenossen mit starker Geste auf den Schild. Und auch die moderne Arbeiterbewegung hat schon fröhe immer wieder in der Revolutionsgeschichte ein wertvolles Arsenal und eine genehme Rechtfertigung gesucht und gefunden: wir erinnern uns an die sozialistische Geschichte der großen Revolution, die Jean Jaures mit glänzender Feder und prächtiger Rhetorik geschrieben hat, oder man kann an die Sicherheit erinnern, mit der sich ein Mann wie Trocki als fähigste in jeder Revolutionsgeschichte erwiesen hat. So mußte denn die Umsturzbewegung, die wir selbst erlebt haben und unter deren unmittelbarer Wirkung wir alle noch stehen, ihren geistigen Anschluß an Mirabeau oder Danton, an die Märzgesellen oder die Männer der Paulskirche oder die Opfer von Mainz suchen. Die Arbeiter- und Soldatenräte hätten sich auf die revolutionären Municipalitäten der Jakobiner und ihren Kampf mit der Girone berufen können, oder auf die Versuche Deeters, die revolutionären Organe der Märzlage in Permanenz zu erklären; die Erinnerung an die Nationalversammlung von Frankfurt kam wieder empor, und die Wiedererweckung der Farben und Zeichen von 1848 mochte auch äußerlich zeigen, wie mitten im Zusammenbruch aller überlieferten Ordnungen die Anknüpfung an die revolutionäre Vergangenheit Bedürfnis geworden war.

Heute liegt das alles nun schon recht weit hinter uns, und die Geschichte des Umsturzes von 1918 scheint selber inzwischen historisch werden zu wollen. Wir wissen freilich nicht, wie die Antriebe, die vor anderthalb Jahren gegeben wurden, in Zukunft noch weiter wirken, aber sicher ist trotzdem, daß die Ereignisse vom November 1918 jetzt bereits eine geschlossene Periode darstellen und daß der revolutionäre Geist, der in ihnen offenbar wurde, heute mit größerer Ruhe beurteilt und zu seinen geschichtlichen Vorgängern in Vergleich gesetzt werden kann, als es noch vor kurzem möglich gewesen wäre. Es mag freilich zweifelhaft sein, ob die vielen Strömungen, Tendenzen und Motivationen, die damals den zerfallenden deutschen Reichskörper feurig durchschüttelten, heute bereits zergliedert und dargestellt werden könnten; aber auf dem umgrenzten Schauplatz eines einzelnen Bundesstaates, wo alles viel einfacher zu entwirren und viel klarer zu überblicken ist, mußte das Wagnis immerhin schon gemacht werden. Und wir freuen uns, daß es gerade die badische Geschichtsforschung ist, die hier vorangeht und nun mit zwei Publikationen diese Aufgabe für unser engeres Heimatland löst: W. E. Desterling hat die Geschichte der badischen Novemberrevolution von 1918 beschrieben und Friedrich Lautenschlager hat aus der badischen Revolution von 1848/49 die Dokumente ausgewählt, die für uns heutige im Hinblick auf unsere Erlebnisse von besonderem Interesse sind.*

Das Buch von Desterling stützt sich auf amtliche Quellen und erhält dadurch seinen besonderen dokumentarischen Wert. Die wichtigsten der an den Ereignissen beteiligten Persönlichkeiten haben dem Verfasser ihre Eindrücke und politischen Erlebnisse erzählt, und der Verfasser hat dieses wertvolle, aber natürlich subjektive Material gesichtet, kritisch verglichen und, soweit möglich, an Hand der Ministerialprotokolle, der Soldatenratsakten und der Zeitungen kontrolliert. So gewann er ein unschätzbares Material, das ohne ihn zweifellos zum Teil verloren gegangen wäre, und auf dieser Grundlage hat er dann seine Erzählung aufgebaut. Der Verfasser ist sich selbst bewußt, wie viele Lücken und Unvollkommenheiten eine solche Darstellung heute noch notwendigerweise haben muß; vor allem wird man die Ereignisse außerhalb Karlsruhes zu wenig berücksichtigt finden, zumal sie doch, wie die Arbeiterbewegung in Mannheim und die Geschichte des Freiburger Soldatenrates, auch unmittelbar in die Entwicklung der Bewegung in der Zentrale eingegriffen haben. Aber dazu klossen die Quellen einstweilen noch zu ungleichmäßig, und das Wesentliche ist doch mit großer Schärfe erfasst und in klarer Anschaulichkeit entwickelt: zuerst der weltpolitische Anstoß, die allgemeindeutsche politisch-militärische Situation und die besonderen Verhältnisse der badischen Politik; alsdann folgt der 9. November mit seiner Bildung von Wohlfahrtsausschuß und Soldatenrat und mit den schwierigen Verhandlungen zwischen diesen beiden Organen revolutionären Ursprunges: sehr einleuchtend wird dabei, wie die dumpfe, unorganisierte Kraft der Soldatenbewegung schließlich doch eingefangen werden konnte durch die kluge und geübte Gewandtheit der an sich ja waffenlosen Parteiführer. Der Militärrevolte fehlte es eben an positiven Ideen, so setzte sich die zweckbewußte Arbeit der politischen Parteien durch: sie konnte die Bewegung in die Bahnen lenken, die ihren Zielen entsprach, und verhütete so die tieferen Erschütterungen, die mehr als einmal unmittelbar das ganze Land bedrohten. Aus Desterlings Darstellung ergibt sich dieses Resultat mit zwingender Gewalt, ohne daß er immer noch besonders darauf hingewiesen hätte: er läßt die Tatsachen sprechen, und sie verlangen keine Rechtfertigung, so viele Kritiker auch nachher gekommen sind, die damals freilich in der Gefahr sich nicht zum Worte gemeldet haben.

Die Konstituierung der neuen Regierung und die Einrichtung des Arbeiterrats neben und mit dem Soldatenrat füllten den 10. und 11. November an: auch der Putz vor dem Schlosse am Abend des 11., der zu der Abreise des Großherzogs führte, ist jetzt in seinen Zusammenhängen aufgeheilt und wird hier erzählt. Es folgten die Vorbereitungen der neuen Regierung für die künftige Staatsform und die schwierigen Verhandlungen mit dem Großherzog, wobei die wertvollen Dienste, die Herr von Bodman als Vermittler beiden Teilen und damit dem badischen Volke leistete, zum ersten Male im Einzelnen dargestellt sind. Auch die spätere Zeit bis zur Wahl der badischen Nationalversammlung wird kurz überblickt, und überall sind lebendige Einzelheiten beigebracht, die erst ein richtiges Bild des Umsturzes ermöglichen. In der Tat steht man erst jetzt, wie der wichtigste Teil der ganzen revolutionären Bewegung sich im Verborgenen vollzog und wie die äußeren Ereignisse, von denen allein man in jenen Wochen erfuhr, nur ein wirres und verzerrtes Bild bieten. Die Linien richtig gezogen zu haben — wenigstens so weit es der zeitlich noch so nahe stehenden Gegenwart möglich ist — muß man als das Verdienst des Desterlingschen Buches bezeichnen. Und wenn man auch nicht allen Urteilen zustimmen kann, weil allzu lebhaft noch der Kampf der Meinungen tobt, so wird man doch das Buch als ein wertvolles und nützlichendes Werk bezeichnen, das sicherlich viele Leser finden wird und einen dauernden Wert behält.

aus der badischen Revolution 1848/49. Konstanz 1920, 508 S., geb. 14 M. — beide in der Sammlung der „Gelb-Roten Bücher“, Bd. 4 und 5. Die Umschlagszeichnungen stammen von unseren Karlsruher Künstlern Theodor Buch und Alfred Ruffe.

Freilich ist die Novemberrevolution in Baden nur die kleine Teilbewegung eines elementaren Ereignisses gewesen, das sich mit wuchtiger Kraft in ganz Deutschland vollzog und wobei Baden so ziemlich als letzter Bundesstaat mitgeriffen wurde und eigentlich nurmehr die Konsequenzen aus den Geschehnissen im Reich zog. Es bliebe zu erörtern, warum dies so war und ob, wie oft behauptet wird, der Volkscharakter dabei die entscheidende Ursache darstellte. Jedenfalls unterscheidet diese recht passive Haltung des badischen Volkes den Umsturz von 1918 von der großen Revolution der Jahre 1848/49. Denn damals marschiereten die Badener an der Spitze der Bewegung und gaben der deutschen Revolution eine besondere, intensive Prägung. In der Geschichte der deutschen Demokratie hat Baden ein eigenes Kapitel, und darum ist es gerade heute nützlich, dieses Kapitel wieder einmal aufzuschlagen und darin zu lesen. Denn der Unterschied zwischen der Zeit vor siebzig Jahren und der Gegenwart ist zu gewaltig, als daß er nicht aus all den Dokumenten, die Lautenschlager jetzt von neuem vor uns ausbreitet, immer wieder uns entgegentreten müßte. Damals der gewaltige Pulsschlag eines großen Volkes und der Adlerflug hoher Ideale, heute der Zusammenbruch eines körperlich und seelisch zermürbten Volkes, die trostlose Bilanz einer unrettbar verpielten Vergangenheit; dort eine politische Bewegung mit bürgerlichen Mitteln und Zielen, hier ein Stoß, der unmittelbar die ganze bestehende Gesellschaftsordnung trifft und bald über seine nächste Veranlassung hinaus alle die ungelösten Probleme einer unabsehbaren, harrenden Zukunft emporrückt; dort eine Bewegung, die bei allem Bruch mit den überlieferten Autoritäten dennoch den Kern der fürstlichen Gewalt, das Heer nicht zu treffen vermag und daran zugrunde gehen mußte, hier eine Revolution, die ohne die Militärrevolte überhaupt niemals zustande gekommen wäre.

Diese Parallelen und Unterschiede zwischen 1848 und 1918 wird man immer wieder finden, wenn man das Buch von Lautenschlager durchblättert. Und man wird bei allen Differenzen der Zeit und des Milieus doch auch wieder finden, daß die alemannischen Bauern, die Heders Scharen bildeten, und jene alemannischen Soldaten, die in Freiburg die Revolution führten, Leute desselben Schlages und Blutes gewesen sind, und daß die Pfälzer in Mannheim und Heidelberg auch im Arbeiter- und Soldatenrat noch ebenso geräuschvoll, naiv und im Grunde unpolitisch hantierten, als wie sie einst Nader gezeichnet hatte: die Unentwegten und die Fanatiker kamen aus dem Norden.

Und wenn auch 1848 ein offener Bürgerkrieg geführt und viel Bruderblut vergossen wurde, so zeigen doch die Briefe aus alter Zeit, die uns hier dargeboten werden, die reiche Summe von Hingabe, Glauben und Willen einer ganzen, altväterlich gewordenen Generation. Es war auch viel Selbstsucht der Einzelnen dabei — gewiß; denn auch der Trost, der hinter den Sturmtruppen beutegierig und hungrig herankriecht, scheint in allen Revolutionen und allen Zeiten der gleiche gewesen zu sein, und nur der Rock und der Einsatz des Gewinnes mag im besonderen unterschiedlich sich geben.

Noch mancherlei anderes mag man aus diesen Dokumenten eines verschwundenen Geschlechtes herauslesen, und auf daß auch der Humor dieses Zeitalters der „Originale“ zu seinem Rechte komme, sind viele Karikaturen aufgenommen. Besonders das „Guckkastenlied vom großen Heder“ und das „Lied vom Struwwelpfusch“ sind aus alten Flugblättern jetzt hier bequem zu Handen gegeben. Freilich wird eine solche Auswahl aus Denkwürdigkeiten, Briefen, Flugblättern, Gedichten und Aufrufen immer subjektiv und willkürlich sein, und es wird manchem leicht sein, hier oder dort Wesentliches zu vermissen und Lücken festzustellen. Aber schließlich wird man doch immer wieder froh sein, so viele zeitgenössische Äußerungen beieinander zu finden und an der Hand eines verbindenden Textes von der Märzrevolution bis zu der Katastrophe von Rastatt geführt zu werden. Immerhin hätte ich gerne als lehrreichen und ergreifenden Abschluß für diese Tragödie der deutschen Demokratie die beiden berühmten Briefe gefunden, mit denen Friedrich Hecker von Le Havre aus dem alten Kontinente Abschied gesagt hat, und in denen es heißt: „Mit bitterem Gefühle nehme ich den umgekehrten Griffel und wische zwölf Jahre des redlichen rastlosen Wirkens und Kampfens aus der Tafel meines Lebens, um mit 38 Jahren von vorn zu beginnen und in dem kleinen Kreise eines westlichen Bauern zu wirken und zu schaffen. Ich bin dieses widrig-wüsten Treibens, dieser verkommenen Polizeistaaten so entsehtlich müde, daß ich den Tag glücklich preise, an welchem ich wieder meine Axt nehmen und Waldland klären kann. Meine Rechnung mit der alten Welt ist abgeschlossen.“ Und steht nicht eine auch nach ihm oft erprobte Wahrheit in dem Satze, daß kein großer Mann in Deutschland das Steuer der Freiheit ergreifen kann, „weil, sobald ein solcher aufsteht, gleich eine ganze Meute jede seiner Taten wie seinen redlichen Willen verbächtigt und so Mißtrauen sät, wo Vertrauen allein der Energie die Dauer und die Stürzung verleihen soll“.

Die Pyramide / Handglossen von einem alten Magister der schönen Wissenschaften und der freien Künste.

Es muß mit der Bildung wie mit der Ehe sein: Sie besitzen — welche Komödie, sie nicht besitzen — welche Tragödie. Jedesmal, wenn ich die Karlsruher Pyramide sehe, freue ich mich, nicht so gebildet zu sein; jedesmal, wenn ich die Karlsruher „Pyramide“ lese, freue ich mich, so gebildet zu sein. Man sieht, die Bildung hat auch ihre Probleme. Wenn nun der selige Dr. Gall noch leben würde, der für jeden Sinn des Menschen im Schädel den entsprechenden Sitzplatz anzugeben mußte und der in meiner Jugendzeit den begeisterten Karlsruhern (die damals noch für einen Schädel Interesse hatten) seine neue Schädellehre vortrug, könnte ich ihn heute aufs beste widerlegen. Ich müßte ihm als Organ meiner Bildung meinen Zettelkatalog zeigen, der in seinen alphabetisch geordneten Kästen das Wissen der Wissenschaften von drei Jahrtausenden umfaßt. Zum Exempel würde ich ihm zwischen „Pyramus“, „Pyramidon“ und „pyramidal“ alle meine „Pyramide“-Notizen herausgreifen und ihm beweisen, daß man das alles unmöglich im Kopf haben kann. Wir würden zwar in der Zettelklat nicht erspüren (wie mein armer Kollege in dem Pinguinroman des Anatole France), aber wir würden doch nach einigen anregenden Stunden die „Entwicklung“ der Pyramide überblicken.

Nä. „Entwicklung“ nennen wir die Tatsache, daß gestern nicht heute ist; und da dies für alle Erscheinungen dieser besten der Welten gelten muß, kann meiner Fakultät der Rohstoff nie ausgehen, was heutzutage doch auch eine Lebensfrage ist!

Sturzum, die Geschichte der Pyramide von der Schöpfung der Welt bis zu dieser neuesten Form einer Wochenschrift hat eine Entwicklung von solcher Bedeutung, daß auch Dr. Gall schließlich zugeben müßte, daß meine Bildung eine akademisch vollkommene ist und also mit dem Schädel gar nichts zu tun hat. (Nebenbei bemerkt, ist mir unverständlich, daß Kollege Spengler, der doch alle „Entwicklungen“ bis zum Untergang des Abendlandes voranzentwidelst hat und an eine neue Auflage des Abendlandes nicht glauben will, die der Pyramide so übersehen konnte; denn es ist doch meines Erachtens bisher noch nicht dagewesen, daß ein Kunstwerk zur Sonntagsbeilage wird und umgekehrt, daß eine Sonntagsbeilage zum Kunstwerk wird. Um nun von meinem Thema nicht abzukommen,

der Mangel meiner Bildung ist nur der, daß mir vor jeder Pyramide der Gedanke aufsteigt, hier sei eigentlich etwas begraben, wenn es auch nicht immer ein ägyptischer König oder gar ein badischer Markgraf ist. Und da ich zwar viel, aber nicht alles weiß, läßt es mir keine Ruhe, bis ich auch das kenne, was da einmal gelebt hat und was da für eine Ewigkeit oder für einen Sonntag beigelegt worden ist. Wenn nun aber mein akademisch gebildeter Zettelkatalog die ganze Pyramidenliteratur (von den frühesten babylonischen siebenstufigen Planetenpyramiden bis zu dieser formvollendeten Müller-Wolfspyramide) mnemotechnisch in die Erinnerung ruft, werde ich doch wieder bildungsmüde und preise mit Geheimrat von Goethe „das Lebendige, das nach Flammentod sich schneht“. — Und doch, wenn ich mich recht bedente, geht es meinem Zettelkatalog wie den Pyramiden: in dieser strengen, scheinbar toten Form blüht doch des Geistes unvergängliches Leben. Der Glaube macht selig, der das Leben erst lebenswert macht! Den lieb ich, der Unwäglichen begehrt! Tiefe, tiefe Ewigkeit — das wollen sie alle, die armen Sterblichen. (Sogar mein unverbesserlicher Kollege Meißel!) Derselbe Glaube, der die bunten Freuden und Ehren des Lebens als eine ewige Existenz an die Wände jener ägyptischen Grabkammer malte, schloß auch den Staub unseres träumenden Stadtgründers in die kleine Pyramidenkammer, deren Wandfries das bunte Treiben des täglichen Marktes ist. Damit wäre zugleich psychologisch erwiesen, welchen geheimen Zusammenhang Leben und Pyramide, Ewigkeit und Alltag, Ägypten und Karlsruhe hat, und daß es für uns arme Pilger nur darauf ankomme, die Formen der Welt und des Geistes, des Bildes und Wortes recht zu lesen. — Da aber, wie mein Zettelkatalog weiß, auch die Karlsruher Pyramide erst aus Holz und dann aus Stein erbaut wurde, hat auch die andere „Pyramide“ eine ähnliche „Entwicklung“ durchgemacht und erlebt nun zum erstenmal in dieser „der Bergänglichkeit am meisten entgegenstrebenden Form“ die neue Steinzeit. Es muß wieder Frühling geworden sein: der Titulus blüht neu, alles atmet Geist und Geseh und verweist auf die Hand des Schöpfers. Neues Leben, neues Wollen und Dürfen fülle immer wieder den engen Raum! Wir aber wollen immer freudig bemüht in der Bauhütte der „Pyramide“ das enge Dasein zur Ewigkeit erweitern! Wir heißen Euch hoffen . . .!